

HEIMATKUNDLICHE
BEITRÄGE
AUS DEM KREIS
HERFORD

HF

Herausgegeben von Kreisheimatverein Herford und Neue Westfälische

Magazin

Nr. 70

DONNERSTAG, 17. September 2009

IN DIESER AUSGABE

Acht Sonderseiten
zur Ausstellung
Zwangsarbeit im
Herforder Zellentrakt
SEITEN 5-12

Knüller mit der
Knolle: Walter Baetz
und die Kartoffel
SEITE 2

Zurückgedacht: Der
Duft von Erde
und Kartoffeln
SEITE 3

Haltepunkt Ahle:
Die Bahn kommt
in die Dörfer
SEITE 4

Interview: Wie
aktuell ist das
Thema Zwangsarbeit?
SEITE 6

Todesurteile
für die Herren
aus Sundern
SEITE 12

Geistervilla
am Vlothoer
Amtshausberg
SEITE 13

Die Migrantin
aus dem Land der
Drachenhäuser
SEITE 14

Kanonenkugeln und
Armbrust-Bolzen
für die Werburg
SEITE 15

In der Stiftskirche
in Enger
hat jeder
seinen Platz
SEITE 15

Bohnenstangen
statt Koniferen
im Friedenstaler
Gartenland
SEITE 16

Verschleppt, verfolgt, vergessen

*Zwangsarbeit im Raum Herford 1939 bis 1945
HF-Spezial zur Ausstellung in der Gedenkstätte Zellentrakt*



Ostabzeichen auf der Brust: Vier Zwangsarbeiterinnen auf dem Gelände der Firma Rottmann Söhne an der Herforder Heidestraße – vom Fotografen in Szene gesetzt.

Grata, Hansa, Ackersegen

Wie aus Westfalen ein Kartoffelland wurde / Walter Bätz aus Vlotho war der Herr der Sorten

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Linda schmeckte wunderbar. Traurig nahmen viele Freunde Abschied, als ihr Liebling vor fünf Jahren verschwand. Sie mochten sich ein Leben ohne Linda nur äußerst ungern vorstellen. „Linda war schrecklich empfindlich“, sagt hingegen Hans Röchter, „ihre Schale ging schon vom bloßen Angucken kaputt.“ Von Kindesbeinen an ist der Landwirt aus der Senne mit Kartoffeln vertraut. Er weint Linda keine Träne nach.

Cilena und Belana heißen die neuen Kartoffelsorten. Sie machen viel weniger Zicken und schmecken den Leuten auch. Trotzdem: Ob Annabelle oder Granola, Agria oder Leyla – Kartoffeln sind weder den Konsumenten noch Kleingärtnern oder gar den Landwirten egal. Jeder kennt seine Favoritensorte und weiß warum.

„Mehlig geht hier gar nicht“, stellt Walter Bätz fest. „Für Bratkartoffeln, Pell- oder Schälkartoffeln und Kartoffelsalat braucht man festkochende Sorten. Im Süden, wo mehr Klöße gegessen werden, sind die Mehlig gefragt.“

Niemand kennt sich mit Kartoffeln und ihren zahlreichen Sorten besser aus als Walter Bätz. Der Diplom-Landwirt aus Vlotho war von 1976 bis 1992 Leiter der Kartoffelabteilung im Bundessortenamt Hannover.

Der sogenannte „Sorten-TÜV“ legt nach den Bestimmungen des Saatgutverkehrsgesetzes von 1953 und diverser Verordnungen fest, welche Sorten in



Voll-Ernter: Grigor Grigorian sortiert für den Betrieb Fischer-Riepe in Hücker-Aschen auf der modernen Erntemaschine faule Kartoffeln und Steine aus.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Deutschland zugelassen sind und welche nicht.

Hat ein Saatgutzuchtbetrieb eine erfolversprechende Sorte gezüchtet, die alle Tests bei Walter Bätz und seinen Nachfolgern besteht, erhält dieser Betrieb ein Quasi-Patent auf die Sorte für 30 Jahre. Wie der Züchter „Fritzchen“ Böhm 1974 für seine Linda. 2004 war Linda anfällig geworden für Schädlinge, also blieb ihr die Verlängerung des Patents versagt.

Kartoffelkrebs und Fadenwürmer, Krautfäule und Viren machen den Kartoffelpflanzen schon lange zu schaffen. Sie verändern sich zudem ständig.

Mit neuen Sorten stellen sich die Züchter diesem immerwährenden Kampf, teils mit erstaunlichem Erfolg: Die robuste „Sieglinde“ beispielsweise behauptet sich immerhin seit 1935.

Rund 200 Sorten sind derzeit in Deutschland zugelassen. Das Internationale Kartoffelforschungszentrum in der peruanischen Hauptstadt Lima listet nicht weniger als 1.200 Sorten auf.

Aus dem Andenhochland stammt die Pflanze ursprünglich. Seit den Zeiten der Inka-Könige ist sie die Kulturpflanze des südamerikanischen Hochgebirges schlechthin.

Bestimmte Sorten wachsen noch in 3.000 Metern Höhe. Sie schmecken sogar, wenn sie aus dem Permafrost direkt in den Kochtopf wandern.

Von hier brachten sie die Spanier im 16. Jahrhundert nach Europa. In unsere Breiten kamen sie über die Niederlande. Westfälische und lippische Saisonarbeiter, die im Sommer tief im Westen Gras mähten, brachten im Herbst die „Hollandeier“ mit nach Hause.

Preußenkönig Friedrich II. („Der alte Fritz“) ließ sie auf den Staatsgütern anbauen und schaffte es, den Bauern im Land das Nachtschattengewächs mit den tollen Knollen schmackhaft zu machen, damit es bei Getreide-Missernten noch eine zweite Chance gab.

1801 fragte der Mindener Regierungspräsident und Freiherr vom Stein nach, wie es um den Kartoffelanbau stehe. Der Menighüffener Pfarrer Carl Justus

Friedrich Weihe berichtete, Kartoffeln würden seit 1770 vermehrt angebaut, allerdings meist nur in den Gärten. Freilaufende Schweine und Rinder richteten auf den Feldern zu großen Schaden an.



Der Mann der Sorten: Was eine gute Kartoffel ist, bestimmte in Deutschland lange Jahre Walter Bätz aus Vlotho. FOTO: MÖRSTEDT

Wer in den vergangenen 200 Jahren in Minden-Ravensberg einen Garten sein Eigen nannte und ihn zur Selbstversorgung nutzte, pflanzte auch Kartoffeln an.

Von der Mindener Kartoffel der frühen Zeit bis zu Ackersegen, Grata, Hansa und den anderen jüngeren Favoriten gehörten die Erdäpfel zum Leben wie alles, was man daraus machen kann: Pickert und Püfferkes, Suppe und Auflauf, Pastete und Pürree, Eintopf und Salat, gerieben, gebraten, gekocht, geba-

cken, frittiert. Westfalen – ein Kartoffelland.

Mit steigendem Wohlstand ging der Kartoffelverbrauch zurück, von rund 225 Kilogramm pro Person Ende der 1940er Jahre auf heute etwa 70 Kg.

Das Einkellern kam aus der Mode und als Viehfutter ist die Knolle ganz verschwunden. Die Traktorenvereine in Klosterbauerschaft und Herford bewahren die großen Dämpfer auf, die im Herbst nach der Ernte von Hof zu Hof zogen, um Futterkartoffeln für die Schweine zu dämpfen und Silage herzustellen.

Kartoffeln machen verhältnismäßig viel Arbeit und die kostet Geld. Das wissen vor allem die 15 Landwirte aus dem Kreis Herford und der Nachbarschaft, die sich 1999 zum Arbeitskreis Kartoffelanbau zusammengeschlossen haben und sich gegenseitig unterstützen.

Sie vermarkten ihre Ernte meist direkt ab Hof, ein Großbetrieb mit 150 Hektar beliefert einen Hersteller von Kartoffelchips in den Niederlanden. Die Zukunft der Kartoffel dürfte vermehrt in ihrer Funktion als nachwachsender Rohstoff liegen: Aus ihrer Stärke kann man Pappen, Papier und Folien machen; ihr Alkohol ist hochwertig, weil er kein schädliches Fuselöl enthält.

Stichwort Zukunft: In Schottland, wo Kartoffelkäfer und die anderen fiesen Knollenschädlinge einen schweren Stand haben, wollen es die Freunde noch einmal mit einer bekannten, leckeren Sorte probieren. Kommt Linda wieder?



Mühselig: Kartoffelernte mit der Hand ist harte Arbeit. Diese Frau sammelt die Knollen zuerst in ihre Schürze. FOTO: KAH (SAMMLUNG FENSKE)

Geschichten am Kartoffelfeuer

HF-Leser erinnern sich an ihr Leben mit der nahrhaftesten Knolle der Welt

SERIE

ZURÜCK
GEDACHT

Bei uns in Löhne gibt es mehrere große bewirtschaftete Güter. In meiner Kindheit kamen die Bauern in die Schulen und warben Schüler zum Auflesen der Kartoffeln an. Ich hab das immer gerne gemacht. Einige sprangen nach einem Tag ab, ich blieb meistens eine Woche dabei. Und das Schönste: Am Samstag bekamen wir wie Erwachsene eine Lohntüte mit dem selbst verdienten Geld.

Willi Homburg

☆

Bei uns gibt es immer kiloweise Kartoffeln. Bei Familientreffen bei meinen Eltern sind Kartoffeln das Gericht schlechthin. Für die Enkelkinder gibt es sie mit brauner Sauce, manchmal mit Apfelsauce durchmischt. Für sie gibt es immer die ersten, kleinen Kartoffeln – gekocht und dann in der Pfanne geschwenkt. Lecker! Und so werden meine Eltern sicher auch noch mit 99 Jahren ihr eigenes Kartoffelfeld im Garten bestellen.

Gisela Schimanski

☆

Als ich klein war, gab es bei uns noch keine McDonalds-Filiale. Auch Imbissbuden besuchten wir kaum. Deshalb gehörten frisch frittierte Pommes für meinen Bruder und mich zum größten Geschmackserlebnis. Immer wenn wir spät abends von meiner Oma aus Wadersloh nach Hause kamen, hielten wir an einer Bude an und bekamen eine seltene Portion Pommes. Omabesuche und Pommes – das gehörte zusammen.

Alex Knatz

☆

Ich bin in Israel aufgewachsen. Nein, ich kann mich nicht erinnern, dass wir dort oft Kartoffeln gegessen haben. Kartoffeln sind nämlich typisch deutsch (lacht). Ab und zu gab es ein Kartoffelfeuer. Ich kann mich erinnern, dass ich mal in Vorfreude auf die Kartoffeln um das Feuer gelaufen bin und in einen Nagel getreten bin, der meinen Fuß durchbohrte. Die schwarzen, aufgebrochenen Kartoffeln waren trotzdem lecker.

Immanuel Chamizer

☆

Das Schönste an Kartoffeln war früher das Kartoffelfeuer. Aber natürlich musste ich auch bei der Ernte mithelfen. Meine Oma



Schleuder-Roder: Die früheste Erntemaschine für Kartoffeln wirft die Knollen seitlich aus dem Damm, lässt dabei aber ein Drittel der Früchte im Boden zurück. Die vier Korbträger warten darauf, dass sie aufsammeln und nachsuchen können.

FOTO: KAH (SAMMLUNG FENSKE)

wies mich immer an, mit der Forke vor der Hüchte, das ist im Lippischen die angehäufte Erde mit den welken Kartoffelblättern, einzustechen, um keine Kartoffeln anzupieksen. Irgendwann packte mich die Unlust und dann passierte es doch, dass ich einige Kartoffeln anstach. Dann drohte meine Oma mit Taschengeldentzug. Also musste ich die angepieksten Kartoffeln verschwinden lassen.

Beate Fahr

☆

Ich habe Kartoffeln gehasst. Ich verbinde damit phantasielose Salzkartoffeln beim quälenden Sonntagessen, begleitet von kleinen Dramen. Heute esse ich, wenn überhaupt, nur Brat- oder Stampfkartoffeln.

Ulrike Chamizer

☆

Meine Kinder Jonas (10) und Lisa (7) haben dieses Jahr selber Kartoffeln gepflanzt. Tatkräftige Unterstützung bekommen sie von

Opa. Es war schön zu sehen, wie sie sich darum gekümmert haben, dass die Kartoffeln genug Wasser bekommen und das Unkraut nicht zu hoch wächst. Wir alle sind gespannt, wie diese Kartoffeln schmecken werden.

Alex Kröger

☆

Als ich 1945 in Gefangenschaft in England war, haben mein Freund und ich Reibekuchen gebacken – damals ein Unterfangen, das ans Unmögliche grenzte. Mein Freund und ich bauten uns selbst einen Ofen und organisierten Eier. Ich putzte eine gefundene Pfanne ohne Stiel blank, eine Reibe bastelten wir aus einer halben Konservendose. Es wurden die besten Reibekuchen meines Lebens.

Werner Schläpman

☆

Wenn ich als Kind krank war, machte mir meine Mutter immer Kartoffelbrei. Bei Magen-

Darm-Geschichten natürlich ohne Butter. Dann ging es mir gleich besser. Und das ist heute noch so: Wenn es mir nicht so gut geht, dann mach ich mir einen guten Kartoffelbrei.

Conni Fritz

☆

Als Kind musste ich auf unserem Bauernhof die Kartoffeln aufsammeln. Am Besten fand ich die Kartoffelsortiermaschine. Wir Kinder hatten die Aufgabe, Steine und beschädigte Kartoffeln vom Rüttelsieb zu nehmen. Sobald ein Kartoffelsack voll war, mussten wir laut schreien, damit der zugebunden werden und ein neuer Sack ausgetauscht werden konnte. Das Schönste war für mich der Geruch, der damit verbunden ist, eine Mischung aus Kartoffel- und Erdgeruch. Unvergesslich.

Lilo Schulz

☆

Also mit Kartoffeln verbinde ich nur Arbeit: Erst umgraben, dann Löcher machen, dann Kartoffelkäfer sammeln, hinterher ausgraben und aufsammeln. Selbst in unserem Hausgarten pflanzte mein Großvater noch Kartoffeln an. Müde von der Arbeitswoche, spannte er sich sonntags selbst vor den Pflug, um die Kartoffeln zu häufeln.

Ilsegreg Rheker

☆

Ich erzähle mal von türkischen Kartoffeln: Es gibt ein tolles Kartoffelgericht aus Anatolien, das nicht viele kennen. Das ist ein Kartoffelbrei mit gehacktem Fleisch und sehr vie-

len Kräutern drin. Das Ganze wird lauwarm mit frischem Brot und Tomaten serviert. Köstlich!

Semra Ay

☆

Im Meierfeld in Herford im Bereich der heutigen Miquelstraße standen damals keine Häuser. Meine Eltern hatten dort während des Krieges ein Stück Gartenland gepachtet. Neben Bohnen und Zwiebeln bauten wir hauptsächlich Kartoffeln an, weil der sandige Boden dafür bestens geeignet war. Meine Mutter grub die Kartoffeln aus, meine Schwester und ich mussten sie in Körbe aufsammeln. Sie waren in der Kriegszeit ein sehr wichtiges Nahrungsmittel für unsere Familie. Heute sind die Flächen komplett zugebaut.

Anneliese Höcker

☆

Ich habe den Duft noch in der Nase. Sobald die Flammen des Feuers auf dem Feld verloschen waren, warfen wir die Kartoffeln in die weißgraue Asche, die die Glut bedeckte. Dann rakteten wir mit Stöckchen die angekohlten schwarzbraunen Knollen aus der Glut. Auf der nackten Erde kühlten sie etwas ab. Mit den Fingern brachen wir die angebrannte Kruste auf und pellten sie ab. Darunter kam ganz gelb die mehr oder weniger gare Kartoffel zum Vorschein. Sie wurde beim Hantieren schnell schmutzig von den Kohlefingern. Sie schmeckte köstlich. Salz brauchten wir nicht – die Asche war genug Gewürz.

Eckhard Möller



Auf dem Acker: Wer eine Forke halten kann, muss um 1930 auf Hof Culemann in Niedereickum „in die Kartoffeln“.

FOTO: KAH

Nächster Halt ist Ahle

Wie die Bürger im Elsetal zu ihrem Bahnhof kamen / Ein Haltepunkt für die Hannoversche Westbahn

VON HARALD DARNAUER

Großer Tag in Ahle: Am 15. Oktober 1901, einem Dienstag, hielt der erste Personenzug im gerade frisch angelegten Bahnhof der kleinen Landgemeinde bei Bünde. 46 Jahre lang hatten die Züge der Hannoverschen Westbahn zwischen Löhne und Osna-brück Ahle passiert ohne zu halten. Jetzt gab es ein Empfangsgebäude mit Wartesaal und Dienstzimmer und Ahle war Haltepunkt – für acht Züge täglich, je vier in jede Richtung.

Die Bürger hatten lange kämpfen müssen. Die Wege zum Bahnhof in Bünde waren weit.

Vier Zigarrenfabriken gab es schon am Ort mit 110 Beschäftigten. Für die war die Verbindung zu den Tabakzentren an der Küste wichtig.

Die Bahn hatte einen Zuschuss von 3.000 Mark verlangt – für die finanzschwache Gemeinde und ihre 822 Einwohner war das eine schöne Stange Geld. Außerdem sollten sie ein passendes Grundstück liefern, kostenlos. Gemeindevorsteher Heidemann und der Bänder Amtmann von Schütz unterschrieben den Vertrag mit der Bahn trotzdem.

Dafür hatten sich die Ahler eigentlich eine bessere Versorgung mit Zugverbindungen erhofft. „Die für unsere Haltestelle eingelegten Fahrzeiten entsprechen den vorhandenen Bedürfnissen nur in unzulänglicher Weise,“ hieß es zwei Monate später in der Bänder Zeitung.

„Es wäre für die Bahnverwaltung eine Kleinigkeit, die Züge nachmittags gegen 4 Uhr bzw. abends gegen 10 Uhr hier halten zu lassen. Sie würde sich mit dieser Einrichtung den Dank vieler erwerben.“

Der Bahn hingegen war der Haltepunkt Ahle schon bald zu



Esgeht voran: Die Bürger im Dorf packen mit an, damit Ahle einen Bahnhof bekommt.

FOTOS: ARCHIV DARNAUER

teuer. Den Verkauf der Fahrkarten beispielsweise wollte sie nicht mehr selbst erledigen.

Der Bäcker und Gastwirt Heinrich Dedert übernahm den Job gerne. Er hatte ganz in der Nähe eine neue Gaststätte eröffnet. In der „Restauration zum Bahnhof“ kauften die Reisenden fortan ihre Fahrkarten.

Eine „Posthilfsstelle“ betrieb er hier ohnehin schon. Sie wurde 1904 zu einer Postagentur erweitert. Zwei Boten versorgten von hier aus die Bewohner von Ahle und Holsen mit Briefen und Paketen.

Im gleichen Jahr richteten die

Gemeinden Ahle, Holsen, Ostkilver, Werfen, Klein-Aschen, Groß-Aschen und Hückler ein Gesuch an die Königliche Eisenbahndirektion in Münster, aus dem Haltepunkt eine Haltestelle mit Güterabfertigung zu machen: „Mehrere Bremer und Hamburger Firmen würden Fabriken bzw. Filialen hier gründen, wenn die Gelegenheit des Güterverkehrs gegeben wäre.“

Wieder machte sich Gastwirt Dedert für die Sache stark, gründete einen Förderkreis und sammelte Spenden aus der Wirtschaft ein. Am Ende setzte er sich durch. Am 1. Oktober 1909

hatte Ahle seinen Güterbahnhof. Die Gleise waren erhöht, eine Straße verlegt und mit einer Unterführung ausgestattet worden, ein Güterschuppen gebaut und 100.000 Mark investiert.

Mit dem Bahnhof ging es aufwärts. Dedert verkaufte 32.000 Fahrkarten im Jahr, Tabak und Zigarren, Kohle und sonstige Waren wurden umgeschlagen, bis zu 15 Waggons am Tag.

Als Viehhändler aus der Umgebung Ferkel und Schweine über die Bahn verfrachten wollten, beschaffte Bahnhofswirt Dedert eine Viehwaage und fortan trafen sich die Bauern aus dem



Mann mit Durchblick: Gastwirt Dedert macht sich stark.



Vier Fahrten pro Tag in jede Richtung: Der Haltepunkt Ahle in den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts.



Dem Bahnhof folgt die Gaststätte: Heinrich Dedert betrieb auch eine Postagentur.

Spenger Raum in Ahle. Aus dem kleinen provisorischen Haltepunkt war etwas Richtiges geworden, mit Gleisbildstellwerk, Rangierlok und viel Betrieb, die „Restauration“ mitten drin.

Im Juni 1991 kam das Aus für den Bahnhof Ahle, die Züge fahren seitdem wieder durch. Aber nicht wenige Ahler und Holsler Bürger machen sich vor dem Hintergrund der aktuellen Klimadiskussion für eine Wiedereröffnung stark. Dass so etwas klappen kann, hat der Bahnhof Hiddenhausen-Schweicheln gezeigt. Heinrich Dedert wäre sicherlich auch dafür.



Alltag im Lager: Die Zwangsarbeiterinnen der Firma Rottmann haben die Arbeitsjacken mit dem vorgeschriebenen OST-Abzeichen abgelegt. Willi Georg Dümm, der für die Firma tätig war, fotografierte die Frauen in ihrem Lageralltag. Er schenkte ihnen die Fotos und sie brachten diese als Erinnerung an relativ gute Bedingungen im dortigen Lager bei ihrem Besuch 1994 wieder mit nach Herford.

Zwangsarbeit in Herford

◆1989 erarbeitete die Geschichtswerkstatt „Arbeit und Leben DGB/VHS Herford“ eine Ausstellung zum Thema Zwangsarbeit im Raum Herford.

◆1989 und 1994 waren frühere Zwangsarbeiter aus Polen und aus der Ukraine zu Gast in Herford.

◆2005 wurde die Gedenkstätte Zellentrakt im Rathaus eingerichtet. Sie ist ein authentischer Ort zu diesem Thema. Hier lieferte die Polizei Zwangsarbeiter ein, wenn sie Widerstand übten oder flüchteten.

◆Die neue Ausstellung bewahrt das Erinnern, präsentiert neue Ergebnisse und Quellen zur örtlichen Zwangsarbeit und ist ein Beitrag zur Aussöhnung mit den Opfern. Jungen Menschen soll deutlich werden, dass es für die Geschichte des Nationalsozialismus niemals einen Schlussstrich geben darf.

◆Veranstalter sind Arbeit und Leben DGB/VHS Herford, Kuratorium Erinnern Forschen Gedenken und Gedenkstätte Zellentrakt/Stadtarchiv Herford. Die Ausstellung, das pädagogische Material und die Begleitveranstaltungen wurden von Helga Kohne, Christoph Laue, Michael Oldemeier und Schülerinnen und Schülern des Ravensberger Gymnasiums erarbeitet, die Gestaltung der Ausstellung stammt von Elke Brunegraf und Christoph Laue.

◆Die Eröffnung ist am 18. September, 19 Uhr, im Zellentrakt im Rathaus. Martin Bock (Berlin) spricht über „Zahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter – Eine Entschädigung und Wiedergutmachung?“.

◆Im Begleitprogramm läuft am 8. Oktober, 18 Uhr, im MARTA-Forum, Goebenstraße, Herford „Eine Liebe in Deutschland“, deutsch-französischer Spielfilm des polnischen Regisseurs Andrzej Warda (1983).

Weitere Termine: 14. November, 16 Uhr, Zellentrakt, „Unerwünscht und vergessen“ – Zwangsarbeiterinnen und ihre Kinder, Dokumentarfilm von Anne Roerkohl, WDR/2000. - 12. Dezember, 16 Uhr, Zellentrakt, „Efim, Antonia, Klawdia...“ Einzelschicksale in Lyrik und Prosa. Lesung mit Helga Kohne und Schülern.

◆Zur Ausstellung gibt es für Schüler und Lehrer ein Arbeitsblatt, das im Zellentrakt oder über www.zellentrakt.de erhältlich ist.

◆Weitere Informationen über Christoph Laue, Kommunalarchiv Herford, Amtshausstr. 2, 32051 Herford, Tel. 05221/132213, eMail: c.laue@kreis-herford.de.

Jeder hat sie gesehen

Über 3000 Zwangsverschleppte arbeiteten im Raum Herford

Direkt nach dem Kriegsbeginn vor 70 Jahren kamen die Ersten – polnische Kriegsgefangene, die auf den Bauernhöfen und in den Betrieben im Raum Herford die zum Kriegsdienst einberufenen Männer ersetzen sollten.

Insgesamt sind im Raum Herford über 3.000 Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter aktenkundig. Ihre Heimatländer waren vor allem Polen und die Sowjetunion. Belgien, Frankreich, die Niederlande, Italien, Einzelne kamen auch aus anderen von Deutschen besetzten Ländern. Noch bis 1944 trafen weitere Transporte ein. Die große Mehrzahl kam nicht freiwillig.

Fast 100 Betriebe in der Stadt Herford setzten Zwangsarbeiter ein. 1943 bestanden verteilt auf das gesamte Herforder Stadtgebiet 19 Lager, dazu noch einmal die gleiche Zahl im Kreisgebiet.

Die bürokratische Erfassung war äußerst penibel. Bei der Lager-Aufnahme in Herford mussten die Zwangsarbeiter ihre Pässe abgeben und wurden auf speziellen Meldekarten mit Fingerabdrücken erfasst. Für die

Ostarbeiter gab es besondere Arbeitsbücher.

Fast alle Abteilungen der Stadt- und Gemeindeverwaltungen beteiligten sich an der Verwaltung des Grauens.

Vor allem die Zwangsarbeiter aus dem Osten galten als Untermenschen, sie wurden gekennzeichnet mit P und OST und arbeiteten oft unter menschenunwürdigsten Bedingungen. Lageraufseher errichteten oft ein grausames Regime.

Bei Verfehlungen wurde unnachgiebig mit Haft oder Einwei-

sung in „Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager bestraft. Nicht wenige starben im Lager.

Einige entzogen sich den Zwängen durch Selbstmord. Es gab aber auch viele Beispiele von Mitgefühl und Hilfsbereitschaft durch Deutsche.

Nach der Befreiung kehrten sie teilweise wieder unter Zwang - in ihre Heimatländer zurück. In der Sowjetunion galten sie als Kollaborateure und konnten bis in Ende der 1980er Jahre kaum von ihrem Schicksal be-

richten. Eine direkte Entschädigung gab es nicht, erst durch eine Bundesstiftung erfolgte von 2001 bis 2007 eine „symbolische materielle Entschädigung“, zu einem Zeitpunkt, an dem viele der Opfer nicht mehr lebten.

Das System der Zwangsarbeit ist ein wesentlicher Bestandteil der NS-Kriegswirtschaft und ihrer nach rassistischen Kriterien aufgebauten Gesellschaftsordnung. Daher ist eine Beschäftigung damit – gerade in der überschaubaren Region Herford - nach wie vor aktuell. *Christoph Laue*



Arbeitskarte: Elena Hrygorijewa aus Donbas, eine von 3.000.



Arbeitsbuch: Anna Jeroschenkowa wurde am ab 4. Oktober 1942 in der Möbelfabrik Schwaco Herford eingesetzt.

FOTOS:KAH

„Zeigen, wohin Fremdenhass führt“

Im HF-Interview: Helga Kohne, Christoph Laue, Michael Oldemeier

Vor mehr als 20 Jahren haben Sie angefangen, sich für die NS-Zwangsarbeit zu interessieren und zu forschen. Was waren Ihre Motive?

HELGA KOHNE: Wir arbeiten an der Geschichte der Arbeiterbewegung vor Ort. Rund 40 Zeitzeugen wurden befragt, vier Interviews in einer Broschüre veröffentlicht. Das war schon Mitte der 80er Jahre. Eine Geschichtswerkstatt mit rund 15 Mitgliedern entstand. Wir wollten wissen, wie die Menschen die NS-Zeit erlebt haben. Und weil es, bis hinein in die 90er in Deutschland zu vielfältigen Verbrechen rechtsradikaler Gruppen kam, Häuser und Menschen brannten, waren wir uns sofort einig, Zusammenhänge herzustellen, um aufzuzeigen; wohin Nationalwahn und Fremdenhass führen können.

Wie haben die Menschen damals auf Ihre Fragen reagiert?

KOHNE: Bei vielen Zeitzeugen, insbesondere bei Bauern, wurde deutlich, dass es ihnen wichtig war; über ihre Erlebnisse während der NS-Zeit zu sprechen. Bei der Präsentation von Ergebnissen waren die Reaktionen unterschiedlich. Sie reichten von großer Anerkennung der Arbeit bis hin zu Drohbrieffen und Telefonanrufen. Wir mussten uns als Nestbeschmutzer beschimpfen lassen.

Was war das wichtigste Ergebnis Ihrer Recherchen?

MICHAEL OLDEMEIER: Zunächst einmal: Herford war keine Ausnahme. Auch hier haben während des Zweiten Weltkriegs fast 100 Betriebe Zwangsarbeiter eingesetzt. Auf dieser Liste finden sich die Namen bekannter einheimischer Industrieunternehmen ebenso wie zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe, aber auch die Reichsbahn und die Stadt Herford.



Am historischen Ort: Nach 20 Jahren zeigen (v.l.) Michael Oldemeier, Christoph Laue und Helga Kohne ihre Ausstellung im Zellentrakt des Rathauses. Dort waren Zwangsarbeiter inhaftiert. FOTO: KIEL-STEINKAMP

Durch die Interviews mit den polnischen Zeitzeugen stießen wir auch auf eines der wenigen Gerichtsverfahren, in dem nach dem Krieg führende Mitarbeiter deutscher Firmen wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt wurden. So auch die Führungsriege der Lohmann-Werke in Sundern (siehe Bericht in dieser Ausgabe).

Meist münden Forschungen in Bücher oder Ausstellungen. In Ihrem Fall war das anders: Es gab auch Einladungen an die Opfer.

KOHNE: Unsere Forschung mündete in drei Büchern, (zwei Dokumentationen und einem

Prosaband), in 9 Rundfunksendungen und zwei Ausstellungen 1989 und 1994: Außerdem gab es eine Fülle von Veranstaltungen in denen Ergebnisse der Arbeit vorgestellt wurden. Der Höhepunkt war eine Einladung an die Opfer. Es gelang 1989, elfehemalige polnische Zwangsarbeiter, die nach Sundern verschleppt worden waren, ausfindig zu machen und einzuladen. Durch sie konnte die wahre Geschichte der Lohmann Maschinenfabrik aus Bielefeld, die ab 1944 im Beka Möbelwerk produzierte, erforscht werden. 1994 gelang es nach fünfjährigen Bemühungen 21 ukrainische Frauen

aus Mariupol nach Herford einzuladen. Wir waren glücklich über das Gelingen und die Begeisterung der Frauen, die ja ihre Jugend in Herford verloren hatten. Herford gehörte zu den ersten Städten in der Bundesrepublik, die sich in dieser Ausführlichkeit mit dem Kapitel NS - Zwangsarbeit befasst hatte.

Aus der Rückschau betrachtet: Was hat Ihre Arbeit bewirkt?

CHRISTOPH LAUE: Sie hat vielfältige Auseinandersetzungen angestoßen. Da gab es auch ernste Konflikte, beispielsweise mit der Firma Sulo, denn diese Epoche wurde in Firmenchroni-

ken lieber nicht erwähnt. Sie gab zahlreiche Anstöße zur Beschäftigung mit der Geschichte des Nationalsozialismus in der Stadt und im Kreis Herford.

Gehen Sie heute anders an das Thema heran als vor 20 Jahren?

OLDEMEIER: In den 80er Jahren hatte unser Arbeitskreis 15 Mitglieder, an der neuen Ausstellung waren drei Personen federführend beteiligt. Deshalb gibt es diesmal auch keine spektakulären Forschungsergebnisse. Es soll vielmehr eine Bilanz gezogen werden, indem wir einige Aspekte, die in unseren Augen nichts von ihrer Bedeutung oder Aktualität verloren haben, mit den technischen Möglichkeiten der neuen Medien präsentieren.

LAUE: Inzwischen hat sich bundesweit und gerade auf lokaler Ebene viel getan. In Internetportalen wird sich immer noch intensiv über zahlreiche Aspekte ausgetauscht. Trotzdem können wir sagen, dass die meisten unserer damaligen Forschungsergebnisse und vor allem die aus den Befragungen der Zeitzeugen gewonnenen Erkenntnisse weiterhin Gültigkeit haben.

Was wollen Sie in dieser Zeit mit der Wiederaufnahme des Themas bewirken?

KOHNE: In den letzten 20 Jahren ist eine ganze Schülersgeneration nachgewachsen, die wir nun mit der neu konzipierten Ausstellung zu erreichen hoffen. Gleichzeitig ist uns bei den Vorbereitungen erneut bewusst geworden, dass das Thema Neozionismus nichts von seiner beklemmenden Aktualität verloren hat. Nur das Bild hat sich gewandelt. Intoleranz und Hass zeigen nicht mehr nur ihre gewalttätige Fratze sondern verstecken sich zunehmend auch hinter der Maske des Biedermanns.

Wie kann man junge Leute überhaupt für diese Zeit interessieren?

OLDEMEIER: Heute gehört die NS-Diktatur zu den Standardthemen des Unterrichts und stößt nach wie vor auf reges Interesse. Hier gilt es Möglichkeiten zu finden dieses historische Interesse zu konkretisieren und zu vertiefen. Das lokale Beispiel bietet sich dafür an. Die Ausstellung will eine Möglichkeit aufzeigen, sich mit der Geschichte des NS-Terrors im heimatischen Umfeld und an einem authentischen historischen Ort zu beschäftigen, wo die Zellentüren bis heute die in kyrillischen Buchstaben eingeritzten Botschaften der russischen Zwangsarbeiter bewahrt haben.



Geschichtswerkstatt Arbeit&Leben: Helga Kohne (vorn, 2.v.l.) hat sie gegründet. Das Bild entstand 1986.



Empfang: Nina Tschutj, Zwangsarbeiterin, (mit Rudolf Steinke und Bürgermeister Dr. Gerd Klippstein) trägt sich ins Goldene Buch ein.

Die Vernehmung

Klawdia Minajewa wird geschwängert und sitzt deswegen acht Wochen im Polizeigefängnis Zellentrakt

VON CHRISTOPH LAUE

Die Vernehmung der 19-jährigen Klawdja Minajewa, die bei der Möbelfabrik Schwaco in Herford eingesetzt war, ist ein besonderes Beispiel für die Abläufe im Zellentrakt der Polizeiwache.

Sie war von dem 21-jährigen Erwin Schwagmeier, dem Sohn des Möbelfabrikanten Hermann Schwagmeier, geschwängert worden. Das Protokoll ihrer Vernehmung ist das einzige Dokument aus Herford, das die Problematik einer Beziehung zwischen einer Zwangsarbeiterin und einem Deutschen ausführlich beschreibt.

Halit Ünal hat 1992 den Fall in seiner Erzählung „Die Vernehmung oder die bestrafte Liebe der Klawdia B.“ literarisch bearbeitet. Klawdja Minajewa (geb. 1924) sagte im Verhör durch Kriminal-Obersekretär Brockmeyer detailliert über ihre Beziehung aus und bestätigte, dass sie vom Verbot „des Geschlechtsverkehrs mit Deutschen“ wusste. Sie wurde vom 7. März bis zum 5. Mai im Zellentrakt inhaftiert.

Erwin Schwagmeier bestritt die Vaterschaft, wenn auch nicht seine intime Beziehung und denunzierte sie als „leicht zu habendes Mädchel“.

Beiden drohte aufgrund der Strafvorschriften die Einwei-



Passfoto: Die Ukrainerin Klawdia Minajewa kam 18-jährig aus Mariopol nach Herford – und wurde bald darauf von einem Fabrikantensohn geschwängert.

sung in ein Konzentrationslager. Trotzdem blieben sie ohne Strafe.

Klawdia Minajewa, von Brockmeyer als „charakterlich einwandfrei“ und „deutschfreundlich“ beurteilt, wurde zur Firma Stieglmeyer umvermittelt, was sie vor weiterer Verfolgung bewahrte.

Das Verfahren gegen Schwagmeier wurde abgetrennt und eingestellt, da er Soldat war. Der Oberbürgermeister erhob erfolglos gegenüber dem Kreisleiter Einwände: „Wenn Schwagmeier auch Soldat ist und somit den staatspolizeilichen Maßnahmen nicht unterliegt, vertrete ich die Ansicht, daß der Ausgang des Verfahrens sich nicht mit den nationalsozialistischen Grundgesetzen über Blut und Rasse vereinbaren läßt. Auch aus sicherheitspolizeilichen Gründen vertrete ich den Standpunkt, daß derartige Fälle geahndet werden müssen und zwar ohne Rücksicht darauf, ob es sich bei dem Täter um eine Zivil- oder Militärperson handelt.“

Am 30. Oktober 1943 brachte Klawdja Minajewa in der Baracke in der Annastraße 13 ihre Tochter Lore zur Welt. Das Kind wurde in der Liste für „uneheliche Kinder ausländischer Mütter“ in der Stadt Herford registriert und bis zum 7. April 1945 unter Amtsvormundschaft gestellt. Was aus ihm und seiner Mutter geworden ist, ist unbekannt.

Rassisch minderwertig? – Dem Deutschtum zu erhalten?

Schwangerschaften, Zwangsabtreibungen, Geburten und Kinderschicksale / Amtsarzt Dr. Angenete über die Lagerzustände

VON MICHAEL OLDEMEIER

Schwangerschaft und Geburt müssen für die Zwangsarbeiterinnen alptrümliche Erfahrungen gewesen sein. Das Gefühl von Geborgenheit, eine ausreichende medizinische Versorgung, selbst elementare hygienische Bedingungen wurden den Frauen bewusst und systematisch verweigert.

Der Amtsarzt des Staatlichen Gesundheitsamts Herford beschrieb die Zustände in einem Brief im August 1942 wie folgt. „Am schlimmsten gestaltete sich die bevorstehende Niederkunft mehrerer Russenfrauen – an sich nicht unsaubere Menschen. (...) Es fehlt am geringsten Stück Wäsche für Mutter und Kind, ja z.T. Waschbecken, Seife, Handtuch. Nicht ein Korb für das Kind ist da. Fürsorgerin, Hebamme, Arbeitgeber betteln Wäsche zusammen – mit grosser Mühe.“

In den ersten Kriegsjahren wurden schwangere Zwangsarbeiterinnen in der Regel kurz vor der Entbindung in ihre Heimatländer zurückgeschickt. 1943 verbot der „Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz“, Fritz Sauckel, diese Ab-

schiebungen, da auf diese Weise dem Reich wertvolle Arbeitskräfte verloren gingen.

Von nun an unterschied man bei den Neugeborenen von Zwangsarbeiterinnen zwischen Kindern, die „dem Deutschtum zu erhalten und ... daher als deut-

sche Kinder zu erziehen“ waren, und „rassisch minderwertigen Kindern“, die in „Ausländerpflegestätten“ völliger Vernachlässigung und dem sicheren Tod überlassen wurden. Auch das Schicksal von Danuta K., die im Alter von 1 1/2 Jahren auf Weisung der SS in eine „Ausländerkinder-Pflegestätte“ eingewiesen wurde, verliert sich zwischen den Aktendeckeln.

In den ersten Kriegsjahren wurden schwangere Zwangsarbeiterinnen in der Regel kurz vor der Entbindung in ihre Heimatländer zurück geschickt. 1943 verbot Fritz Sauckel, der „Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz“, diese Abschiebungen, da auf diese Weise dem Reich „wertvolle“ Arbeitskräfte verloren gingen.

Viele Schwangere mussten nun in eine zwangsweise Abtreibung einwilligen. Diese wurden im Stadt- und Kreiskrankenhaus durchgeführt. Ärztliche

Protokolle dieser Abtreibungen und ihrer teilweise gefährlichen Nachwirkungen sind im Stadtarchiv überliefert.

Geborene Kinder wurden seit diesem Zeitpunkt in der Regel den Müttern weg genommen. Von nun an unterschieden die Behörden bei den Neugeborenen zwischen Kindern, die „dem Deutschtum zu erhalten und ... daher als deutsche Kinder zu erziehen“ waren (sie wurden in deutsche Familien gegeben), und „rassisch minderwertigen Kindern“, die in „Ausländerkinderpflegestätten“ völliger Vernachlässigung und dem sicheren Tod überlassen wurden.

Auch von Herford aus kamen Säuglinge in die Lager im Ruhrgebiet und starben dort. Weiterhin gab es aber auch Geburten in den Betriebslagern, bei denen die Kinder unter Amtsvormundschaft der Gemeinden kamen und mit ihren Müttern im Lager blieben.



Frauen im Lager: Auch in diesem Lager bei der Herforder Firma Rottmann mit relativ guten Zuständen wurde ein Kind geboren. FOTOS:KAH

20 Reichspfennige für einen Tag Arbeit

Sowjetische Kriegsgefangene in Herford: Der Hunger war das größte Problem

VON HELGA KOHNE

Die ersten großen militärischen Niederlagen gegen die sowjetische Armee 1941/1942 und der Krieg an vielen entfernten Fronten führte auch bei der Reichs- und Kleinbahn in Herford zu extremer personeller Anspannung. Der Transport kriegswichtiger Güter und Menschen konnte nicht im geforderten Tempo sichergestellt werden.

Im Juni/Juli 1942 forderte auch der Herforder Oberbürgermeister Kleim Kriegsgefangene an. Doch das Zuweisungsverfahren erwies sich als langwierig.

Erst am 25. August 1942 trafen die ersten 20 sowjetischen Kriegsgefangenen in Herford ein. Nach langem Hin und Her über den Lagerstandort wurde Mitte August ein Gebäude der Firma Stranghörer in der Kirdorfstraße (heute Normannstraße) ausgesucht. Die Stadt zahlte dafür monatlich 65 Reichsmark an Miete.

Am 8. September 1942 klagte der Landrat Hartmann über die meist jugendlichen Gefangenen und forderte weitere zehn Gefangene an. Vier Wochen später beklagte sich auch der Oberbürgermeister Kleim über sieben Gefangene, die er als „unbrauchbar“ bezeichnete und ausgewechselt wissen wollte.

Das Stalag 326 -Forellkrug- (heute Stukenbrock) teilte allerdings mit, dass es keine Ersatzgestellung geben könne, es aber die Kriegsgefangenen unter 17 Jahren zurücknehme. Der Oberbürgermeister Kleim wollte sie, weil sie gut arbeiteten, aber nicht hergeben.

Im Oktober 1942 wurden weitere Kriegsgefangene angefordert: Ab 11. November des Jahres waren 41 sowjetische Kriegsgefangene in Herford damit beschäftigt, Waggons mit Kohlen, Eisen, Blech und Holz zu be-



Strohhalme für Brot: Sowjetische Kriegsgefangene bastelten in ihrer Freizeit Nähkörbchen aus Strohhalmen und tauschten sie - obwohl der Kontakt zu Deutschen verboten war - gegen Brot.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

und entladen. Ab Mai 1943 waren dann 50 sowjetische Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz bei der Reichsbahn gemeldet.

Bei den Herforder Kleinbahnen sind von 1942 – 1945 durchweg zehn sowjetische Kriegsgefangene auf der Strecke oder zum Be- und Entladen registriert. Sie arbeiteten ohne Ausnahme 10 – 12 Stunden täglich, auch an Samstagen und Sonntagen, bei einer Verpflegung, die immer schlechter wurde.

Der damals zuständige stellvertretende Kleinbahnen-Betriebsleiter Friedrich Kammeyer meldete dies der Betriebsleitung. Schließlich war eine hohe Arbeitsleistung der Gefangenen kriegswichtige Notwendigkeit.

Es war ein Widerspruch - einerseits wurden den Gefangenen extreme Leistungen abverlangt, andererseits hieß es in einer Verfügung vom 8. Oktober 1941: »Die Sowjetunion ist dem Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen (vom 27.7.1929) nicht beigetreten. Demzufolge besteht auch nicht die Verpflichtung, den sowjetischen Kriegsgefangenen eine diesem Abkommen hinsichtlich Menge und Güte entsprechende Verpflegung zu gewähren.«

Bei den Kleinbahnen allerdings, so berichtete Kammeyer, wurden Kriegsgefangenen täglich extra Kartoffelrationen zugeteilt. »Wir haben auch festge-

stellt, dass die Brotrationen kleiner als vorgeschrieben waren und dagegen protestiert. Außerdem sind wir einer Schieberei auf die Spur gekommen. Der Rottenführer hatte berichtet, dass die Gefangenen täglich ungenießbares Essen aus Steckrüben erhielten obwohl Hülsenfrüchte auf dem Plan stünden. Man hatte mit dem Bahnhofshotel Hülsenfrüchte und Steckrüben getauscht.«

Kammeyer berichtet weiter, dass er bei der Lagerleitung keine Besserung für die Gefangenen erreicht habe, weshalb er dem Stalag die Vorfälle meldete. Daraufhin hatte die Stadtverwaltung Kammeyer Konsequenzen angedroht. Man unterstellte

ihm, die Kriegsgefangenen aufgewiegelt zu haben. Geschehen ist aber nichts.

»Der Hunger war das größte Problem für die Kriegsgefangenen und das Essen stank manchmal wie die Pest, das konnte keiner essen, aber der Hunger bringt es doch rein«, sagte Hedwig Klüter, damals Beschäftigte bei der Kleinbahn.

So versuchten die Gefangenen, wo immer es möglich war, Lebensmittel zu bekommen. Sie bastelten Nähkörbchen aus Stroh, um sie für Brot zu tauschen. »Ein Brot wollte ein Gefangener. Ich gab ihm zwei« sagte Hedwig Klüter und erzählt weiter:

»Eines Tages sah ich in einem Waggon einen Sack Tabak, der ein Loch hatte. Da habe ich das Loch größer gerissen und einen Russen gerufen, dem ich dann so schnell es ging alle Taschen mit Tabak vollgestopft habe.... Oh, wenn man mich dabei erwischt hätte..., das war Heeresigentum, die hätten mich aufgeknüpft.«

Erwähnt werden soll, dass der Arbeitseinsatz von sowjetischen Kriegsgefangenen ein gutes Geschäft war. Der größte Anteil des Lohnes ging an die Heeresstandortkasse, während den Kriegsgefangenen selbst nur 20 Reichspfennige pro Tag zustanden, ausgezahlt in Lagergeld.

Die Stadt Herford blieb den sowjetischen Kriegsgefangenen vom Bahnhof Herford selbst diese 20 Pfennig von August 1942 bis März 1943 schuldig. Am 7. Mai 1943 wurde die Stadt aufgefordert, einen rückständigen Betrag von 981,80 Reichsmark zugunsten des Stalag 326 zu überweisen. – Millionen sowjetischer Kriegsgefangener starben an Hunger, Krankheit und Entkräftung. Allein im Stalag 326 in Stukenbrock wird die Zahl 65.000 genannt. Einige liegen auch in Herford auf dem »Ewigen Frieden« begraben.



Lager Kirdorfstraße: In diesem Gebäude an der heutigen Herforder Normannstraße befand sich das Lager für die bei der Kleinbahn eingesetzten sowjetischen Zwangsarbeiter.

FOTOS: KAH



Kleinbahn-Güterbahnhof: Auf dem Gleisgelände neben dem Stationsgebäude mussten die Sowjetrussen be- und entladen.



Staudamm im Sauerland: Insassen des „Arbeiterziehungslagers“ Hunswinkel waren beim Bau der Staumauer der Versetalsperre eingesetzt. Einer von ihnen war Efim Gorgol.

Efim Gorgols Weg in den Tod

Vom Bauernhaus in Lippinghausen zum Stausee-Bau ins Sauerland / Auf der Flucht erschossen

VON HELGA KOHNE

Ein Bauernhaus in Lippinghausen, eine Ake in Herford und ein Grabstein in Lüdenscheid sind die einzigen Zeugnisse dafür, dass Efim Gorgol jemals in Deutschland war.

Er wurde dem Bauern Gustav Wefelmeier in Lippinghausen zur Arbeit zugeteilt, von wo aus er floh. Er kam in das Polizeigefängnis in Herford, wurde verhört und der Gestapo übergeben. Diese überführte Efim Gorgol in das Arbeiterziehungslager (AEL) Hunswinkel, wo er ermordet wurde.

Efim Gorgol kam aus Kordemo in der Ukraine aus armen Verhältnissen. Seine Mutter war 1933 an Hunger gestorben. Auch für Efim war ein Leben ohne Hunger kaum noch denkbar.

Am 18. Mai 1942 kam der 21-Jährige mit einem Sammeltransport, bestehend aus 30 Personen, nach Deutschland. Am 29. Mai traf er abends in Herford ein und wurde bereits am nächsten Tag dem Bauern Wefelmeier in Lippinghausen zugewiesen.

Neun Tage später, am 8. Juni, griff ihn die Polizei auf der Bismarckstraße in Herford auf und brachte ihn in das Polizeigefängnis. Ihm wurde Herumtreiberei

und Betteln vorgeworfen. Efim gab zu, Brot erbettelt zu haben, weil er so großen Hunger hatte. Dass er dem Bauern weggelaufen und was passiert war, verschwieger.

Bei den Vernehmungen versuchte er, unter anderem Namen in eine andere Arbeitsstelle vermittelt zu werden. Dieses Vorhaben misslang, denn die Beamten des Arbeitsamtes erkannten den kleinwüchsigen, rothaarigen Mann sofort.

Nach Rücksprache mit dem Bauern erfuhren sie, dass der Ukrainer am 7. Juni geflohen war und Wurst von der Räucherbühne gestohlen hatte.

Der Polizei nochmals vorgeführt, sagte Efim Gorgol: „Ich tat dies, weil ich beim Bauern nur soviel zu essen bekam, dass ich immer hungrig war. Und ich lief weg aus Angst vor Strafe.“

Nun war Efim Gorgol ein Fall für die Gestapo.

In einem Brief der Geheimen Staatspolizei vom 27. Juni 1942 an den Oberbürgermeister der Stadt Herford heißt es: „Der Russe wird in das Arbeiterziehungslager Hunswinkel bei Lüdenscheid eingewiesen. Nach seiner Wiederentlassung gelangt er in circa sieben Wochen mit einem Sammeltransport in das Polizeigefängnis Herford zur Verfügung der Ortspolizeibehörde zurück.“

Hunswinkel unterstand von 1940-1945 im wesentlichen der Staatspolizeistelle Dortmund. Die Lagerkommandanten waren Beamte der Gestapo.

Die Lagerverwaltung bestand hauptsächlich aus strafversetzten Beamten und das Wachpersonal aus Polizeireservisten. Einige von ihnen waren strafversetzt. Aus den Häftlingen wurden zehn Männer ausgewählt, die dann als Lagerführer eingesetzt wurden. Sie mussten die Häftlinge quälen, auspeitschen und schlagen.

Die Häftlinge stammten aus zahlreichen Nationen, auch Juden waren dabei. Von 1942-1945 waren die Häftlinge fast ausschließlich sogenannte „Ostarbeiter“, das heißt Zwangs-

arbeiter aus der Sowjetunion. Efim Gorgol gehörte zu dieser Gruppe. Die Häftlinge arbeiteten für den Ruhralsperrenverband und die Essener Baufirma „Hoch Tief“ beim Bau der Versetalsperre. Prügel, Terror, Schwerstarbeit, Hunger waren Erziehungsgrundsätze.

Schließlich sollten die Häftlinge binnen kürzester Frist vollkommen angepasst und wiederwertbar sein.

Mehrfach zu Protokoll gegeben wurde nach 1945, dass Wachmänner für eine Erschießung drei Tage Sonderurlaub und 20 Reichsmark erhielten.

Die Frau eines Wachmanns sagte nach 1945 aus: „Es gab welche, die führten wenn sie Heimweh hatten, einen Russen zur La-

trine und knallten ihn „beim Fluchtversuch“ ab. Im Sterbeprotokoll Lüdenscheid-Land sind allein 26 Russen aus Hunswinkel mit dem Vermerk „Auf der Flucht erschossen“ registriert.

Efim Gorgol gehörte dazu. In der Todesanzeige steht, dass er mit zwei Schüssen, einem Bein- und einem Halsschuss niedergestreckt wurde.

In dem Schreiben der Gestapo an den Oberbürgermeister als Ortspolizeibehörde in Herford heißt es: „der russische Zivilarbeiter Efim Gorgol, geb. in Kordemo, 21 Jahre alt, eingewiesen in das Arbeiterziehungslager Hunswinkelwurde am 6. August gegen 8.00 Uhr auf der Flucht erschossen.“

Das AEL Hunswinkel liegt heute unter dem Wasserspiegel der Versetalsperre. Efims Grabstein befindet sich auf dem Russenfriedhof Piepersloh bei Lüdenscheid.

Die Täter sind namentlich bekannt. Ein SS-Untersturmführer und Kriminalsekretär war nach dem Krieg wieder Beamter der Kripo Iserlohn. Einige wurden von britischen Militärgerichten zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Zwei der Inhaftierten durch die Alliierten richteten sich selbst. Sie waren maßgeblich für die Erschießungen in Hunswinkel verantwortlich.



Der Grabstein: Auf dem Russenfriedhof Piepersloh bei Lüdenscheid.

Anna Galschenko hat sich erhängt

Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft – das Beispiel der Landgemeinde Schwarzenmoor

VON HELGA KOHNE

S anfte Hügel, Wiesen, Äcker, und Bauernhöfe wie Glucken mit Dachkennzeichen Schwarzenmoor. Schön, irgendwie beschützend. Doch das war es für viele der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter während des 2. Weltkrieges nicht.

Wie überall in der Landwirtschaft fehlten bereits ab 1939 Arbeitskräfte. Die Söhne der Bauern, die Knechte und Landarbeiter, brauchte der Krieg. Die Versorgung der Bevölkerung musste aber weitergehen. Das war nur mit fremden Arbeitern möglich.

Schon im Herbst 1939 waren die ersten polnischen Kriegsgefangenen im Kreis Herford zu sehen. Auch in Schwarzenmoor sorgten Fremde für das Ausmisten der Ställe, die Arbeit auf den Feldern und sie halfen bei der Versorgung des Viehs.

Schwarzenmoor, zum Amt Herford-Hiddenhausen gehörend, hatte während des 2. Weltkrieges 1.400 Einwohner und 40 Bauernhöfe. Für die Gemeinde sind 71 Frauen und 109 Männer als Zwangsarbeiter auf 39 Höfen registriert.

Insgesamt waren für das Amt Hiddenhausen 410 ausländische Frauen und 559 Männer als Zwangsarbeiter gemeldet.

Die meisten kamen aus der damaligen Sowjetunion und Polen. Viele der zivilen Zwangsarbeiter waren auf den Höfen untergebracht, wo sie nach vorgegebenen Regeln gepflegt und behandelt werden sollten.

Die meisten polnischen und französischen Kriegsgefangenen hingegen lebten in Lagern, von wo aus sie von Soldaten und SA-Männern zum täglichen Tagwerk gebracht und abgeholt wurden. Laut Zeitzeugen konnten sich etliche Personen ohne Bewacher frei bewegen. Sie kamen um 8 Uhr morgens und gingen gegen 19 Uhr in ihr Quartier zurück.

Die ab 1940 eingesetzten französischen Kriegsgefangenen hatte man in einer ehemaligen Bürstenfabrik unterhalb des Homberghofes untergebracht.

Auf vielen Höfen wurden die Zwangsarbeiter in den Alltag integriert. Sie nahmen trotz Verbot mit am Essen der Bauernfamilien teil und wurden gut behandelt. Bei Bauer Schwarze in Schwarzenmoor Nr. 35, wo je ein Belgier, Pole, Russe, eine Ukrainerin und die Polin Olga Fidyk arbeiteten, wurden die Mädchen eingekleidet und frisiert wie deutsche Mädchen und



Blick auf Schwarzenmoor: Etwa vom Standort des heutigen Sportplatzes an der Senderstraße fällt der Blick auf die Windmühle Schröder, die auf der linken Straßenseite kurz vor der Einmündung der Amselstraße lag.

FOTO: KAH

auch weiter wie normale Landarbeiterinnen behandelt. Deshalb bestand noch bis viele Jahre nach dem Krieg ein Briefkontakt.

Doch auf anderen Höfen ging es nicht problemlos zu. Hier einige aktenkundig gewordene Beispiele:

Bauer Oberholz Schwarzenmoor Nr. 3: Am 30. Oktober 1941 kehrten sechs polnische Arbeiter nicht an ihren Arbeitsplatz zurück. Zudem flohen fünf weitere Personen. Der Pole Edward Skoupski (21) wurde am 8. Dezember 1942 verhaftet.

Über seinen Verbleib ist nichts bekannt. Andrej Kolnikow (35) floh 1944, wurde aufgegriffen und in das Arbeitserziehungslager (AEL) Lahde gebracht. Er überlebte es nicht. Stepan Tokor (Jahrgang 1919) aus der Sowjetunion erhängte sich am 18. Dezember 1944 auf dem Dachboden von Oberholz.

Bauer Hermann Strunk, Schwarzenmoor Nr. 8: Hier arbeiteten neun Zwangsarbeiter. Anna Galschenko geboren am 14. Februar 1923 in der Sowjetunion, soll arbeitsunwillig gewesen sein. Der Bauer ließ die

21-Jährige abholen und forderte vom Arbeitsamt eine andere Arbeitskraft. Doch nach einigen Tagen brachte man Anna Galschenko zurück. Sie erhängte sich am 3. Oktober 1944 an einem Apfelbaum.

Bauer Stork, Schwarzenmoor Nr. 15: Der Pole Stefan Polak (32) wurde vom Bauernhof aus in das KZ Buchenwald eingeliefert. Dort wurde er am 5. Oktober 1942 ermordet.

Bauer Wehmeier Schwarzenmoor Nr. 12: Der Pole Stefan Filato geboren am 11. Juli 1925, war noch keine 20 Jahre alt, als er

am 31. Januar 1945 in das KZ Neuengamme eingeliefert wurde.

Nach dem 4. April 1945 bezogen Amerikaner mit Panzern und Lastwagen auf einigen Höfen Quartier. Besitzer wurden in Schulen ausquartiert und durften ihre Höfe nur zum Versorgen des Viehs betreten.

Viele Bauern betrachteten die Amerikaner nicht als Befreier, sondern als Feinde, als Besatzer. Die Zwangsarbeiter auf den Höfen wurden befreit und sich selbst überlassen.

So zogen Russen und Polen, nicht nur aus Schwarzenmoor, umher, um sich Lebensmittel, Kleidung und Fahrräder zu besorgen.

Doch es blieb nicht dabei. Es kam zu grauenvollen Vergeltungsaktionen.

Die Bäuerin und der Bauer Quest in Schwarzenmoor 21 und die Gebrüder Heinrich und Theodor Meyer Kerkhoff wurden ermordet. Andere Zwangsarbeiter hatten sich jedoch schützend vor ihre Bauern gestellt, weil sie gut behandelt worden waren.

Die Gründe für die dramatischen Geschehnisse sind nicht bekannt. Möglicherweise gibt es Zusammenhänge zwischen Behandlung, Flucht, Einweisung und Ermordung in Konzentrationslagern und den Vergeltungsaktionen 1945.



Lager am Homberghof: Französische Kriegsgefangene wurden von hier aus zunächst unter Bewachung zur Arbeit auf Bauernhöfe oder in Betrieben gebracht. Später durften sie sich freier bewegen.



Von Mariupol nach Herford

Bereits 1990 hatte die Stadt Herford beschlossen, eine Einladung an ehemalige Zwangsarbeiter durch die Errichtung eines kommunalen Fond zu ermöglichen. 41 Herforder Firmen, die früher Zwangsarbeiter eingesetzt hatten, wurden um eine symbolische (finanzielle) Geste der Wiedergutmachung gebeten. Doch die meisten antworteten gar nicht erst. Lediglich der Energieversorger EMR äußerte sich positiv.

Mit dem ukrainischen Verband der ehemaligen minderjährigen Zwangsarbeiter bereitete die Bildungsgemeinschaft Arbeit&Leben den Besuch vor. Aus Mariupol, einem Ort, aus dem besonders viele Frauen nach Herford verschleppt worden waren, kamen 21 Frauen vom 7. bis 14. Mai; nicht mehr reisefähige Frauen erhielten aus dem Fond einen Geldbetrag. Der Besuch und die Berichte der Frauen sind in dem Buch „Mariupol - Herford und zurück“ dokumentiert.

Besuch der alten Damen: 1994 kamen 21 frühere Zwangsarbeiterinnen aus der ukrainischen Stadt Mariupol auf Einladung der Stadt Herford, diesmal freiwillig, an den Ort ihres zwangsweisen Arbeitseinsatzes zurück.

Antonia flieht und kommt ins KZ

Im Viehwaggon nach Deutschland / Von der Gestapo aufgegriffen / 1994 erzählt sie ihre Geschichte



Bei Stieglmeyer, 1943: Auf dem Betriebsgelände lächeln Zwangsarbeiterinnen dem Fotografen zu.



An der Maschine bei Stieglmeyer: Dieses Foto ist eines der wenigen, das Zwangsarbeiterinnen bei der Arbeit zeigt. Beide Fotos brachten die Besucherinnen 1994 wieder mit nach Herford.

Am 17. April 1942 wurde die 18-jährige Antonia Wasikanzewa von deutschen Soldaten aus dem Haus im Metallurgo Prospekt in Mariupol abgeholt und in einer Gruppe mit anderen minderjährigen Frauen zur Registrierungsstelle getrieben. Anschließend hatte man sie und viele andere Frauen auf einen offenen Lkw verladen und zum Bahnhof gebracht.

Von dort ging es im Viehwaggon nach Deutschland. 17 Tage saß oder stand Antonia dichtgedrängt Haut an Haut mit mehr als 30 Frauen im geschlossenen Waggon, in dem es nur einen Abortkübel gab.

„Der Geruch von Urin und Kot vernebelte unseren Verstand. Und Regen lief durch alle Luken, so dass wir bis auf die Haut durchnässten. Alle zwei Tage gab es etwas Brot und Wasser. Brot? Sie (die Wachleute) nannten es Russenbrot. Es bestand aus Sägemehl, Kastanienmehl und Rübenschnitzel. Das erfuhr ich aber erst später“ erzählte Antonia.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Berlin erreichte der Transport am 4. Juni 1942 das Sammelager in Soest, und am 5. Juni wurden Antonia und zehn anderen Frauen mit einem Lkw der Firma Stieglmeyer abgeholt und nach Herford gebracht.

Am 23. September 1943, 15 Monate später, floh Antonia mit



Damals: Antonia Wasikanzewas Passbild von 1943...



51 Jahre später: Antonia bei ihrem Besuch 1994 in Herford.

einer Freundin. Sie nutzten das Durcheinander eines Fliegeralarms. Antonia wollte ihre jüngeren Schwestern in Frankfurt suchen.

Sie kamen aber nur bis Hannover, wurden aufgegriffen und der Gestapo übergeben.

Im November 1943 haben Wachmänner die beiden Frauen in das Konzentrationslager Ravensbrück überführt. Nach schwerer Arbeit in den Siemenshallen, Demütigungen, Peitschenschlägen und Hunger wurde Antonia am 27. April 1945 morgens um 3 Uhr zur Erschießung an eine Grube geführt.

Dann fielen Schüsse. „Ich dachte ich sei tot, dann spürte

ich wie Blut an meinen Beinen herunterlief. Ich war nicht in die Grube gefallen, ich lag davor, ich lebte und schleppte mich kriechend davon“, erzählte Antonia bei ihrem Besuch 1994 in Herford.

Die Mörder vergaßen im Chaos der letzten Tage zu prüfen, ob die Opfer auch wirklich tot waren. Es sollten so viele Zeugen wie möglich beseitigt werden.

Tausende fanden noch in den letzten Tagen den Tod. Am 29. April befreite die Rote Armee die Lagerstadt, das größte Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Antonia erhielt als KZ-Überlebende 900 DM.

Helga Kohne

Todesstrafen für die Herren aus Sundern

1944 wird eine für die Kriegsproduktion wichtige Fabrik von Polen in den Kreis Herford verlegt

VON HELGA KOHNE

In Namenslisten von Zwangsarbeitern des Amtes Herford- Hiddenhausen gab es eine Besonderheit: 350mal stand dort als Herkunftsort Pabianice in Polen und als Einsatzbetrieb Lohmann-Werke Sundern 50.

Was sich dahinter verbarg, war schnell geklärt: Die Lohmann-Werke aus Bielefeld hatten 1944/45 in der Fabrik des Beka Möbelwerkes kriegswichtiges Zubehör gefertigt. Die Geschäftsführung der Lohmann Werke hüllte sich in Schweigen, warum, wurde erst später klar.

Erfolgreicher waren die Versuche, Überlebende in Polen auffindig zu machen. 50 Personen meldeten sich; elf von ihnen konnten nach Herford eingeladen werden. Durch sie und aus Prozessakten kennen wir nun die wahre Geschichte.

Die Lohmann-Werke, gegründet 1882 in London, errichteten 1896 ein Zweigwerk in Bielefeld, in dem Fahrradzubehör hergestellt wurde. Mit Beginn des 2. Weltkrieges wurde auf Kriegsproduktion umgestellt: Lohmann stellte jetzt Elemente für Panzer, U-Boote und Flugzeuge, aber auch Übungsmunition und Munitionskisten her.

Dafür errichtete man ein Zweigwerk in Pabianice in Polen. Die Wehrmacht beschlagnahmte die Gebäude der Handwerks- und Industrieschule. Alle, Lehrer und Schüler, 484 Personen, wurden zwangsverpflichtet. Die Leitungsrige bestand aus Deutschen.

1944 war der Betrieb aufgrund der Niederlage an der Ostfront gefährdet. Jetzt wurde das Zweigwerk von Pabianice nach Bielefeld und Sundern zurück verlagert.

Bis zum letzten Hammer wurde der Betrieb auf die Schiene verladen und mit der gesamten Belegschaft nach Sundern und Bielefeld evakuiert. Wer sich weigerte, musste mit Konzentrationslager rechnen.

Gearbeitet wurde in 12-Stunden-Schichten, auch sonntags und an Feiertagen. Zeitzeugen berichten von grauenvollen Gewalttaten. Tadeusz Bolanek erinnerte sich, wie zwei Deutsche aus der Belegschaft einen Polen mit Metallrohren schlugen. Später wurde ein zusammengeschlagener Pole auf dem Werksgelände aufgesammelt und danach nie wieder gesehen.

Zu diesem Vorfall berichtet auch Henryk Konowski aus Pabianice: „Ich weiß, dass ein gewisser Morzyszek und Czewaw Morawski geschlagen und ver-



Nach der Befreiung im April 1945: Die polnischen Zwangsarbeiter formieren sich auf dem Gelände der Beka-Möbelwerke zu einem Gruppenfoto. Dieses Foto befand sich in den Prozessakten in Polen.

FOTO:KAH

haftet wurden. Anschließend waren beide in einer Arrestzelle bei der Polizei und ich weiß, dass beide an den Folgen der Schläge starben“.

Stanislaw Sledz erinnert sich an weitere Tote unter den polnischen Arbeitern. Er nennt die Namen Frankiewicz und die Brüder Bartozek.

Auch nach dem Umzug nach Sundern wurde in 12-Stunden-Schichten gearbeitet, auch an Sonn- und Feiertagen. Die Bezahlung war so gering, dass man nur von einer symbolischen Entlohnung sprechen konnte.

Formal wurden diese Polen als freiwillige Arbeiter behandelt. Sie mussten kein P-Abzeichen tragen, wurden nicht eingesperrt und nicht bewacht. Sie durften sogar das Lagergelände ohne Aufsicht verlassen.

Dennoch gab es einige, die zu fliehen versuchten. Sie wurden aufgegriffen und kamen zur Umerziehung in das Arbeitserziehungslager Lahde bei Minden.

Untergebracht waren die pol-

nischen Arbeiter in Sundern in zwei hölzernen Baracken. Einer Schulchronik aus Sundern ist zu entnehmen, dass jedem Arbeiter drei Quadratmeter Wohnraum zur Verfügung stand.

Zu Ostern 1945, als die Amerikaner schon anrückten, wollte die Unternehmensleitung die polnischen Arbeiter 1945 noch in ein anderes Lager bringen, wie Zeitzeugen berichten.

„Zu diesem Zweck“, sagte Ryszard Krukiewicz, „wurden wir ungefähr sechs Stunden lang mit unbekanntem Ziel losgetrieben. Plötzlich zogen alle Deutschen, bis auf den Wirtschaftsdirektor, ab. Dieser erhielt dann von vorbeifahrenden Polizeioffizieren die Nachricht, dass sie bereits von gegnerischen Truppen umringt seien.“

Der Wirtschaftsdirektor schlug daraufhin vor, dass jeder selbst entscheiden sollte, ob er zum Betrieb zurückkehren wolle. Alle kehrten daraufhin zum Betrieb zurück.“

Es war der 3. April 1945, als

amerikanische Truppen in Herford-Sundern einzogen. Dabei wurden sie von der nahegelegenen Schule aus beschossen.

Es waren die letzten hilflosen Versuche, die Amerikaner abzuwehren. Aussagen zufolge war Kurt Hans Kornik, Wirtschaftsleiter der Lohmann-Werke, der Initiator der Abwehraktion.

Folgt man den Ausführungen der Zeitzeugen, so sollten die Produktionsstätten geschützt und der Beschuss der Baracken bewusst provoziert worden sein.

Tatsache ist, dass die amerikanischen Truppen das Feuer gegen die Baracken eröffneten. Erst als ein mutiger 15jähriger Pole mit seinem Hemd zu erkennen gab, dass sich polnische Arbeiter in den Baracken befanden, stellten die Amerikaner den Beschuss ein und befreiten die Polen.

Allerdings ging durch den Beschuss eine der Baracken in Flammen auf. Viele wurden dabei verwundet und drei junge Polen: Janina Bochenk (19 Jahre),

Zdzislaw Ksiasczyk (16 Jahre), Waldemar Spionek (18 Jahre) kamen noch am letzten Tag ums Leben. Sie wurden auf dem Gemeindefriedhof in Sundern bestattet, dann aber am 27. Oktober 1960 auf den Ehrenfriedhof nach Stukenbrock überführt.

Nach der Befreiung durch die amerikanischen Truppen wollten nach Berichten von Zwangsarbeitern mehrere polnische Arbeiter Lynchjustiz an den Mitgliedern der deutschen Betriebsleitung üben. Doch dank der Ingenieure Tymieniecki, Olejnik und Biskupski nahmen sie von diesem Vorhaben Abstand.

Sie schlugen vor, dass jeder der Polen den Deutschen ein Zeugnis ausstellen sollte, worin er seine Vorwürfe, bezogen auf die jeweilige Person, niederlegen konnte. Die Lynchjustiz konnte so verhindert werden.

70 Zeugnisse wurden ausgestellt und später im Prozess gegen die Leitungsmitglieder der Lohmann-Werke in Lodz verwendet.



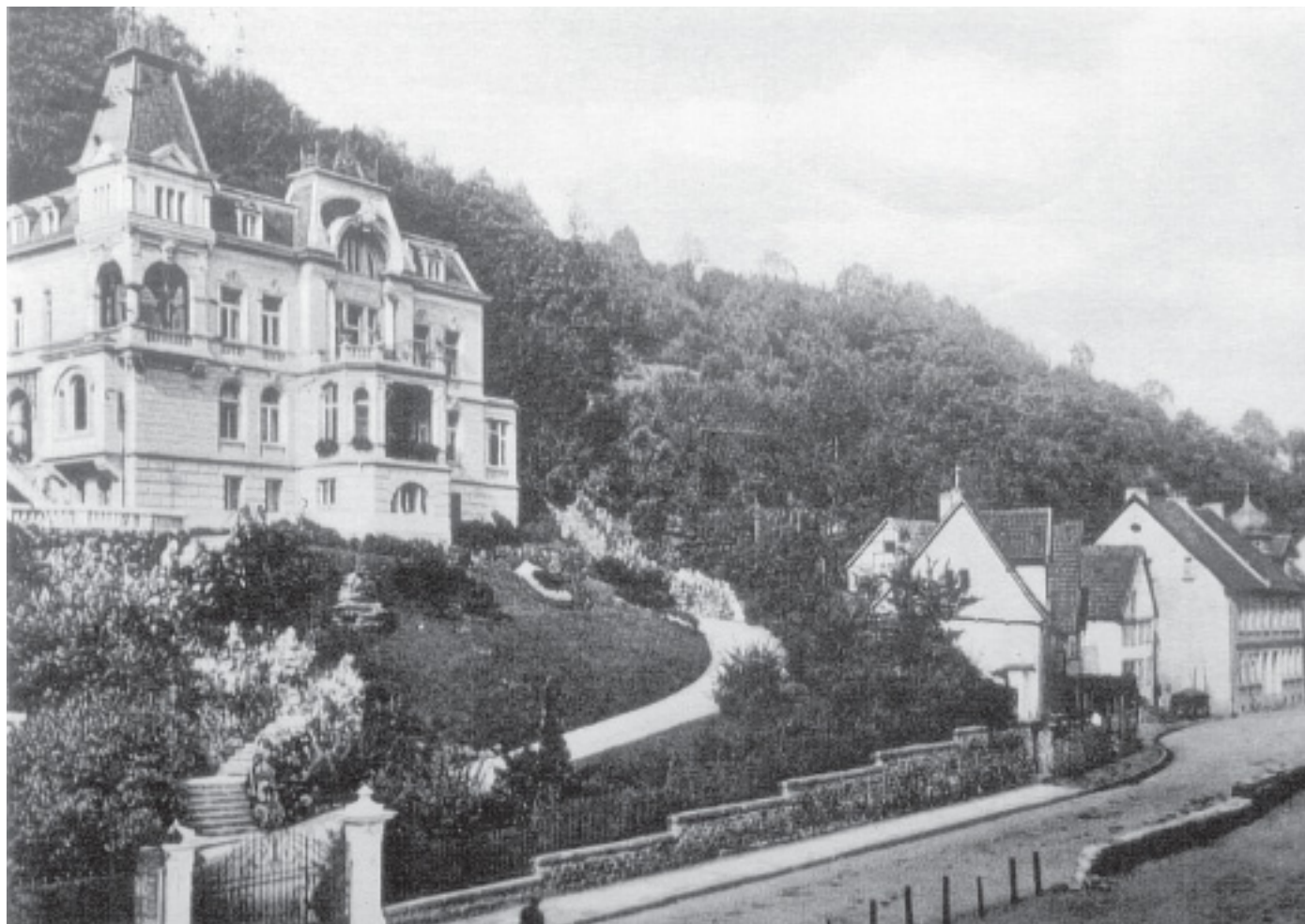
44 Jahre später: Zwangsarbeiter bei den Lohmann-Werken besuchten 1989 Herford.

FOTOS:KAH

Die Lohmann-Urteile

Infolge Auslieferung an die polnischen Behörden durch die alliierten Militärbehörden wurden in den Jahren 1947 bis 1949 gegen neun Mitglieder der Betriebsleitung der Lohmann-Werke Strafverfahren eingeleitet. Das Bezirksgericht in Lodz fällte zwei Todesurteile und Gefängnisstrafen zwischen drei und 15 Jahren; ein

Angeklagter wurde frei gesprochen. 1950 erließ der Präsident der Volksrepublik auf dem Gnadenwege einem zu acht Jahren Gefängnis Verurteilten die Reststrafe. Die Presse in Polen verfolgte die Prozesse mit großem Interesse. Eine Zeitung schrieb: „...das waren Bestien in menschlicher Haut, aber keine Unternehmer...“



Hoch herrschaftlich: Die Villa Schöning am Vlothoer Amtshausberg – ein Traum von einem Wohnhaus mit einer schrecklichen Geschichte.

FOTOS: GWEXTER

Das Spukhaus am Amtshausberg

Eine Prachtvilla im Niedergang: Es gibt Orte, die kennt man besser nicht

VON WILFRIED SIEBER

In Vlotho thront am Osthang des Amtshausberges die Villa Schöning. Um dieses Haus ranken sich Geschichten über den Selbstmord einer Fabrikantenfrau in der Badewanne, eingemauerte Kinder, Satanisten-Messen und Leichen im Keller – ein Spukhaus. Überdies gibt es hinter dem Haus einen aufgelassenen Friedhof...

Die Boulevardpresse titelte "Spukvilla in Vlotho". Im Internet tragen Auftritte wie unter "geisternet" dazu bei, dass „Villa Schöning Vlotho“ in einer Suchmaschine auf Hunderte von Seiten verweist.

Eine der Seiten (www.gwex-ter.org) hingegen vermittelt realistische Informationen. Sie berichtet: Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Vlotho die Firma Hoening und Schöning gegründet, eine der ersten Zigarrenfabriken.

Hoening verließ das Unternehmen schon bald. Die Firma Schöning bestand bis 1971, produzierte in Vlotho aber schon nicht mehr. Trotzdem ist der Name immer noch in aller Munde.

Das Fabrikgebäude steht unter Denkmalschutz: Jugendzen-

trum, Stadtbücherei, Jugendkunstschule und Heimatstube des Heimatvereins Vlotho sind hier zu finden.

Die gleich daneben liegende Villa wurde 1898 vom Herforder Architekten Köster entworfen und gebaut. 1924 starb der Bauherr Wilhelm Schöning, Sohn Julius ließ das Gebäude 1925 umbauen und modernisieren.

Als 1945 die Amerikaner auf ihrem Marsch in Richtung Ber-

lin Vlotho streiften, wurde der Prachtbau am Amtshausberg beschlagnahmt. Nachfolgende britische Einheiten übernahmen das Anwesen.

Erst 1952 zog das Britische Rote Kreuz wieder ab. Julius Schöning verkaufte Haus und Grundstück an den Kreis Herford und in den Jahren danach verbrachten alte Menschen ihre letzten Jahre in der einstigen Villa, unter der Obhut der Arbeiterwohlfahrt.

1976 wechselte das Alten- und Altenpflegeheim den Besitzer und bestand unter privater Leitung bis 1982. Die Einrichtung endete unruhlich.

In der Folge bemühten sich die Kreditinstitute, den „Klotz am Bein“ wieder loszuwerden. 1989 erwarb ein Berliner die Villa und das auf der anderen Straßenseite liegende ehemalige Empfangsgebäude des Bahnhofs gleich mit.

Kurze Zeit lebte der Großstädter in der Villa, verließ sie aber, nachdem zunehmender Vandalismus ihn auf die Vermutung brachte, „die Vlothoer mögen mich nicht“.

Der Niedergang des Hauses begann nun richtig. Der heutige Zustand ist katastrophal.

Es brannte mehrmals. Die Einrichtung ist so gut wie zerstört, Graffiti sind in großer Zahl zu begutachten.

Zwar verbergen Bäume gnädig den noch halbwegs passablen Außenblick, sie verhindern aber zugleich das Abtrocknen.

Dem Bahnhofsgebäude geht es nicht viel besser. Trotz Denkmalschutzes kommt die Stadt Vlotho nicht recht weiter. Eine Prachtvilla im Niedergang: Es gibt Orte, die kennt man besser nicht.



Die Villa heute: Mehrmals hat es hier gebrannt. Große Teile der Einrichtung sind zerstört.

Der Krieg auf der Bildpostkarte

In riesigen Stückzahlen wurden während des Ersten Weltkriegs Bildpostkarten zwischen der Front und der Heimat hin- und hergeschickt. Sie waren ein wichtiges Mittel der Kriegspropaganda und bestimmten weithin das Bild vom Krieg. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, die Stadt Versmold und die Universität Osnabrück zeigen eine Auswahl dieser Bildpostkarten in einer eindrucksvollen Ausstellung. Daniel-Pöppelmann-Haus Herford, 30. Oktober bis 20. Dezember. Geöffnet: DI - SA 14-18 Uhr, SO 11-18 Uhr. Eintritt frei. Im Angebot: Führungen für Schulen. Tel. 05221-189-4434 und 189-689; sonja.langkafel@herford.de

Was ist ein Denkmal?

Noch bis zum 11. Oktober zeigt eine Ausstellung im Herforder Daniel-Pöppelmann-Haus, was ein Denkmal ist. Der Bonner Plenarsaal, Wohnhäuser von 1900, der „Westwall“ des Zweiten Weltkriegs oder der Stückgutfrachter „San Diego“: Denkmal kann vieles sein. Wie Denkmalschützer Denkmale finden, erforschen und bewerten, erklären die Fachleute aus der praktischen Denkmalpflege. Mit Beispielen aus Westfalen und der Region, unter anderem dem Pöppelmann-Haus selbst.

Klus und Kirche in Bieren

Eine Neuerscheinung: Die Geschichte von Klus und Kirche in Bieren, von Erwin Möller (+) und Rolf Botzet. Zur 100. Wiederkehr des Kirchbaus im Jahr 1909 erschienen im Selbstverlag der Gemeinde Rödinghausen mit 40 Seiten, 18 historische Abbildungen. Erhältlich im Kirchbüro Rödinghausen, Tourismusservice Rödinghausen und im Buchhandel. 6,80 Euro.

HF Magazin
Impressum

HF-Magazin, Beilage, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Moerstedt), verantw. für Redaktion H. Braun, Herford, für Anzeigen M.-J. Appelt, Bielefeld. Herstellung J.D. Küster Nachf.+Pressdruck GmbH&Co KG, Bielefeld

Wo ich mit Kindern sicher leben kann

Migrationsgeschichte(n): Khatareh Soltani aus dem Land des Drachenläufers

VON MONIKA GUIST

Mein Name ist Khatareh und bedeutet ‚Gedächtnis‘, erklärt Frau Soltani lächelnd und freut sich, dass sie mit diesem Stichwort sofort in ihre persönliche Zeitreise einsteigen kann.

„Ich bin 1975 in Kabul in Afghanistan geboren. Ich war vier, als die Sowjets einmarschierten. Und danach kamen die Mudshaheddin. Als Kind bekam ich davon wenig mit. Wir führten ein sorgloses Leben und meine Kindheit war wunderschön“, beginnt die junge Frau mit den ungewöhnlich blauen Augen.

Khatareh wuchs in einer Familie auf, in der beide Elternteile gebildet waren und viel arbeiteten. Für sie war es selbstverständlich, das Abitur zu machen, um anschließend zu studieren.

Doch es kam alles anders. „Ich war 23, als die Taliban an die Macht kamen. Es war der Horror. Sie haben Afghanistan und unser Kabul um 100 Jahre zurückversetzt. Ich durfte als Frau nicht nach draußen gehen. Auch meine Arbeit in einem internationalen Büro musste ich unter Bedrohungen aufgeben.“

Die junge Frau war glücklich verheiratet und hatte eine zweijährige Tochter. Sie war schwanger, als ihr Mann im Jahre 1997 plötzlich von den Taliban grundlos festgenommen wurde.

„Ich war geschockt und musste alles mit ansehen. Ich entschied mich, die Flucht zu ergreifen, nachdem ich mein zweites Kind zur Welt gebracht hatte. Ich war wie traumatisiert. Ich wusste nicht, was mit meinem Mann passieren wird, wollte aber das Leben meiner Kinder nicht riskieren. Mein Vater hat für mich die Flucht bezahlt.



Ich fühle mich in Herford heimisch, niemals fremd: Khatareh Soltani aus Afghanistan in ihrer neuen Heimat. Im Hintergrund das Wulfert-Haus am Neuen Markt.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Nachts sind wir tagelang mit allen erdenklichen Fahrzeugen und zu Fuß unterwegs gewesen. Ich durfte mit niemandem sprechen. Und ständig diese große

Angst, was aus uns werden wird. Und die schreckliche Ungewissheit, was mit meinem Mann war, ob wir uns je wieder sehen werden.“

Die Erinnerungen an die Ausmaße der durchgestandenen Ängste spiegeln sich in ihren Augen. „Ich weiß aus der Zeit nicht mehr, wo ich überall genau war, was ich gegessen hatte. Ich war sozusagen nicht mehr wach.“

Doch ihr Gesicht hellt sich auf, sobald sie von ihrer Ankunft in Deutschland erzählt. „Für mich war Deutschland nicht die erste Wahl. Für mich war das Irgendwo wichtig, irgendwo, wo ich mit meinen Kindern sicher leben konnte.“

Nach mehreren Zwischenstationen fand sie im Jahr 2000 in Herford eine Wohnung.

Inzwischen war auch ihrem Mann mit Hilfe von Bestechungsgeldern die Flucht aus der Gefangenschaft und Afghanistan gelungen. 2001 war die Fa-

milie in Herford wieder vereint.

„Jetzt fingen wir ein neues Leben an. Uns war klar, dass wir die Sprache des Landes so schnell wie möglich lernen und uns an die Kultur anpassen müssten. Wir wollten nicht von Sozialleistungen leben, sondern arbeiten. Nicht, weil wir wesentlich mehr Geld verdienen, sondern für unser Selbstwertgefühl. Mit dem Fahrrad haben wir uns nach Bielefeld, Enger, im ganzen Kreis Herford auf die Suche nach Arbeit gemacht.“

Mein Mann fand als Kfz-Mechaniker Arbeit in Bielefeld, ich machte eine Ausbildung zur muttersprachlichen Assistentin bei In via und habe verschiedene Aushilfsjobs gemacht. So bleibe ich zeitlich flexibel für meine Kinder.“

Stolz erzählt sie, dass ihre beiden älteren Kinder zum Gymnasium gehen und sehr gute Schüler sind. Letztes Jahr wurde in Herford ihre jüngste Tochter ge-



Die Fünfjährige: „Das ist mein Einschulungsfoto. Ich wurde probeweise zwei Jahre früher eingeschult und wurde Klassenbeste.“

boren. Bildung ist ihr sehr wichtig und sie setzt sich dafür ein, dass auch in ihrem Heimatland mehr Schulen statt Moscheen gebaut werden. In der mangelnden Bildung der Bevölkerung sieht sie ein Grundproblem der politischen Situation in Afghanistan.

Die Kriege in ihrem Land haben ihre Familie getrennt: Einige Geschwister leben in London, andere in Kabul, ebenso ihre Eltern.

Die Angst vor den täglichen Bombenattentaten machen einen Besuch unmöglich. „Aber wenn sich die Sicherheit steigert, werde ich meine alte Heimat besuchen. Herford ist mir ans Herz gewachsen. Ich fühle mich in Herford heimisch, niemals fremd. Abgesehen von den Bombenanschlägen ist Afghanistan ein sehr schönes Land mit gastfreundlichen Leuten. So wird Afghanistan in meiner Erinnerung bleiben.“

Drachenläufer

Hier zwei Tipps von Khatareh Soltani für ein besseres Verständnis für Afghanistan:

◆ Das Buch des afghanisch-amerikanischen Schriftstellers Khaled Hosseini, „Drachenläufer“, 2003 erschienen und 2007 von Marc Forster verfilmt. Es erzählt die Geschichte zweier befreundeter Jungen aus unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen im Kabul der 1970er Jahre.

◆ Die Musik des afghanisch-amerikanischen Sängers Farhad Darya, der mit seinem Album „Salaamalek“ auch mit deutschen Musikern zusammen gearbeitet hat. Er unterstützt die Menschen in Afghanistan mit Hilfsprojekten.



Familienfoto: Die achtjährige Khatareh ist in der hinteren Reihe zwischen den Köpfen ihrer Eltern Zuhra und Hassan Yaquby zu sehen. Ihre Geschwister leben heute in verschiedensten Ecken der Welt.



Munitionskeller: Grabungstechniker Andreas Madzjala legt an der Werburg in Spenge Kanonenkugeln frei. Am Ende sind es 50 Stück.

Jede Menge Geschosse

Armbrustbolzen und Kanonenkugeln aus Stein und Eisen

Bei Ausgrabungen in der Spenger Werburg sind Archäologen auf ein stattliches Munitionslager gestoßen. Mehr als 1500 Armbrustbolzen, 50 Kanonenkugeln aus Stein und 5 Eisenkugeln haben sie geborgen. Dieser Vorrat an Geschossen ist das mit Abstand größte Depot Westfalens aus der Zeit der Renaissance.

Die eisernen Armbrustbolzen sind stark verrostet. Dabei sind Salze ausgetreten, die mit der umgebenden Erde einen festen

klumpen bildeten. Deshalb haben die Archäologen den Großteil der Bolzen in einem großen Block geborgen. Einzelne Exemplare werden vorsichtig freigelegt – mit Werkzeug wie beim Zahnarzt. Geologen kümmern sich derweil um die Frage, aus welchem Stein die Kugeln bestehen und auf welche Weise sie so exakt rund geschliffen wurden.

Die Steinkugeln weisen Kaliber zwischen 8 und 12 Zentimeter auf. Sie wurden mit Kanonen verschossen, die unter Fachleuten als „Feldschlangen“ bekannt

sind. Beide Waffen, Feldschlange und Armbrust, dienten der Verteidigung.

Im ausgehenden 15. Jahrhundert war die mechanische Armbrust seit langem in Gebrauch, während die Feldschlange zu den hochmodernen Feuerwaffen zählte. Die Bewohner der Werburg hatten sich auf Angriffe offensichtlich mit allem vorbereitet, was bewährt, gut und teuer war.

Die Munition lagerte im Keller auf einem Boden aus gestampftem Lehm. Darunter tauchte bei der weiteren Untersuchung ein Boden aus Holzbohlen auf. Grabungsleiter Dr. Werner Best: „Das Herrenhaus der Werburg hatte einen Vorgängerbau. Das wusste bisher niemand. Und dieses Haus muss mindestens einmal umgebaut worden sein.“ Das passt ins Bild. Im heutigen Herrenhaus waren den Bauforschern schon viele Veränderungen aufgefallen. Im Lauf der Jahrhunderte zogen immer wieder neue Bewohner ein und bauten erst einmal um. Der Munitionskeller war irgendwann völlig vergessen.

Christoph Mörstedt



Armbrustbolzen: Die beiden linken Exemplare zeigen den Fundzustand, Rost, Salze und Erde bilden feste Klumpen. Das rechte Stück ist sorgfältig freigelegt.

FOTOS: MÖRSTEDT

Fünf Plätze für den Steuereinnehmer

Die Kirchenstuhlregister der Stiftskirche Enger

VON JÜRGEN HOMEIER UND REINHARD HEINSMANN

In der alten Kirche hat jeder seinen festen Platz. Bereits vor 1682 hat es in der Stiftskirche zu Enger namentlich zugeordnete Sitzplätze gegeben. Die Berechtigung an einem Kirchenstuhl war Bestandteil des Vermögens einer Familie. Ihren Wert kann ihn daran ablesen, dass sie wie das Eigentumsrecht an einem Grundstück grundbuchfähig war.

So ergibt sich aus den Grundbuchakten für das Grundstück Enger Nr. 64, auf dem heute das Widukind-Museum steht, dass noch 1837 für den damaligen Eigentümer, den Steuereinnehmer Justus Andreas Müller, fünf Kirchenstühle in der Stiftskirche eingetragen worden sind.

In im Archiv des Landeskirchenamts Bielefeld aufbewahrten Schriftstücken ist die Entwicklung verzeichnet. Das älteste überlieferte Register ist eine Abschrift von 1682, eine Sammlung von losen Blättern, die infolge Alter und Gebrauch zum Teil stark beschädigt sind. Die ursprüngliche Struktur des Registers ist durch viele Randbemerkungen, Fußnoten, Überschriften und Streichungen heute nur schwer erkennbar.

Aus dem Anfangstext lässt sich schließen, dass bereits vor dieser Zeit ein solches Register existierte, das im 30-jährigen Krieg verloren ging.

1846 wurden Eintragungen und Änderungen des alten in ein neues Register übertragen.

Nach der Umgestaltung des Kirchenraums um 1873 ist ein ganz neues Register aufgestellt worden. Die Kirchenbänke wurden jetzt mit kleinen Schildern versehen, auf denen die Namen der Familien eingraviert waren. Auf alten Fotos sind diese Schilder noch zu erkennen.

Doch die Neuordnung verlief nicht ohne Probleme. Einem Landwirt („Colon“) und Vorsteher aus Herringhausen hatte im alten Gestühl ein Frauensitz unter dem Querprieche Nr. 96 gehört. Dieser war aber bei der Umgestaltung ersatzlos weggefallen.

Daraufhin rief der Colon das Herforder Kreisgericht an und klagte auf Zuweisung eines anderen Platzes gleicher Beschaffenheit und Güte. Das Gericht wies die Klage ab, erkannte aber einen Anspruch auf Entschädigung an. Ob sie gezahlt wurde, ist nicht zu ermitteln.

In den ältesten Listen wurden die Kirchenstuhlberechtigten

nur mit dem Nachnamen der Familie von dem jeweiligen Pastor notiert worden. In den jüngeren Registern finden sich zusätzliche Angaben wie Vorname, Wohnort oder Hausnummer. Sie enthalten damit eine Liste der in der jeweiligen Zeit im Kirchspiel Enger eingepfarrten Bürger und Grundbesitzer. Jeder hatte seinen Platz.

Bei der Entfernung des Kirchengestühls ab 1970 sind nicht nur die alten Bänke vernichtet worden, sondern ist auch mit den Namensschildern der letzte erkennbare Rest der alten Sitzordnung untergegangen.



Nach der Umgestaltung: Die Stiftskirche nach 1870. An jedem Sitzplatz war ein Schild mit dem Namen des „Berechtigten“ angebracht.

Die Einteilung von 1682

Das älteste noch vorhandene Register von 1682 steht jetzt auf CD zur Verfügung. So sah die Einteilung des Kirchengestühls aus (in der alten Schreibweise):

- ◆ An der Nordseiten Eingangs, die Brautthür genandt, linkerer Seite fast am Altar.
- ◆ Aufm Chor nach dem Süden
- ◆ An der Nordseiten unterm Priegen
- ◆ Nebst dem Chor Süderseiten befinden sich ebenfalls Mannes Stände
- ◆ Mitten auf der Leichdeel
- ◆ An der Wandt, wo die Taufe vor diesem gestanden, an der Nordseiten, meistentheils ins Westen
- ◆ Frauen Stände an der Südseiten am Predigstuel.

Gartenland Salzufler Straße

Noch vor 50 Jahren wurde jeder Quadratmeter am Haus als Nutzland beackert

VON ECKHARD MÖLLER

Die Möbelfabrik war das Hauptmotiv des Fotografen, der um 1960 in Herford die Salzufler Straße in der Mitte zwischen Opel-Corsmann und dem heutigen E-Center überflog. Doch das Bild zeigt uns viel mehr.

Die Fabrik war 1925 von Hans Jürgenliemk gegründet worden und produzierte bis in die 1980er Jahre Wohn- und Schlafzimmerelemente von hoher Qualität. 1985 wurde die Fabrik abgerissen. Das Gelände ist seitdem mit Einfamilienhäusern bebaut.

Die Salzufler Straße im Vordergrund hatte zumindest halbseitig Allee-Charakter durch mächtige Kastanien, von denen heute nur noch wenige existieren. Zwei Häuser rechts von dem Jürgenliemk-Grundstück leuchtet das Dach der Bäckerei Tappe, in der ein weit und breit bekanntes Graubrot produziert wurde. Die Maschstraße zweigt nach unten, nach Süden ab.

Im Hintergrund links die älteren Häuser der unteren Bauvereinstraße – eins davon (Nummer 14) mit dem auffälligen „spitz-runden“ Dach. An der heutigen Friedenstalstraße (damals Oberingstraße) oben rechts stehen schon länger die Häuser auf der rechten Seite (Nr. 27, 25 usw.), auf der linken sind gerade die Baugruben ausgehoben.

Hinter dem Erdwall ist eine Scheune des alten Bauernhofs Schnier zu erkennen, der spurlos unter neuer Bebauung verschwunden ist. Auf seiner Deele konnten die Anwohner damals Gemüse und Milch der hofeigenen



Kulturlandschaft: Jedes Haus rings um die Möbelfabrik Jürgenliemk hat einen Nutzgarten. Am unteren Bildrand verläuft die Salzufler Straße. Die Gehölzreihe links hinter der Fabrik markiert einen alten Hohlweg. Heute sind die Freiflächen komplett besiedelt.

nen Kühe einkaufen. Die dunkle Gehölzreihe zwischen Fabrikgelände und Bauvereinstraße markiert den Verlauf des alten tief eingeschnittenen Hohlweges, der „Düstern“ genannt wurde.

Er führte sicher mal von der Salzufler Chaussee hoch in die Felder. Das Schicksal der Düstern in den 1970ern war typisch: Sie wurde erst stellenweise als Müllkippe missbraucht, später zugeschüttet und ist heute nicht mehr im Gelände zu erkennen.

Was dieses Foto interessant macht, sind die freien Flächen zwischen den Häusern: Fast je-

der Quadratmeter wurde als Nutzgartenland bewirtschaftet. Nur neben der Jürgenliemkschen Möbelfabrik war noch ein Streifen Getreideacker.

Obwohl die Menschen länger als heute arbeiten mussten und weniger Urlaub hatten, waren sie alle bemüht, im Garten Früchte wie Erdbeeren und Gemüse wie Kartoffeln, Möhren, Zwiebeln, Erbsen, Kohl, Porree und Rote Beete anzubauen. Die regelmäßig gesteckten hohen Bohnenstangen sind auf dem Bild deutlich zu erkennen. „Pattwege“ zwischen den Beeten glie-

derten das Gartenland. Es war nicht alles „Bio“, was da herangezogen wurde. Es war auch die Zeit der ersten Pestizide in den Gärten. Das berühmt-berüchtigte Gift E605 zum Beispiel wurde nicht selten benutzt.

Aber es war generell eine Produktion von hochwertigen Lebensmitteln mit geringem Einsatz von fossilen Energien – anders als heute. Der Spaten, die Hacke, die Harke, der Weidenkorb, die Holzschuhe – das war die Ausrüstung. Mist vom Bauernhof, eigene Jauche, selbsterzeugter Kompost und nur we-

nig, weil teurer „Kunstdünger“ sollten die Fruchtbarkeit der Böden fördern.

Heute werden auf denselben Flächen in den Hausgärten so gut wie keine eigenen Gemüse mehr produziert. Stattdessen beherrschen „Kirschchlorbeer-Rasen-Wüsten“ mit zahlreichen meist exotischen Gehölzen und Zier-Koniferen das Bild zwischen den Häusern.

Deshalb ist dieses Foto ein wichtiges Dokument zur jüngeren Geschichte der Siedlungslandschaft – nicht nur in Herford.

Meine Nr. 1 im Kreis Herford

Ihre Neue Westfälische mit vielen Extras – es lohnt sich!



NW

Neue Westfälische

OSTWESTFALENS STARKE SEITEN

Nur in Ihrer Neuen Westfälischen: das HF-Geschichtsmagazin!

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford, wissenschaftlich, spannend und unterhaltend.